

Im Wind der Zeit
Heißes Eisen

Im Wind der Zeit
Heißes Eisen

Band 2

Roman

Matthias Janz

Impressum

Copyright: Matthias Janz

Jahr: 2024

ISBN: 978-9-403749-77-8

Lektorat/Korrektorat: Michèle Anna Gries, federrauschen.de

Covergestaltung: Constanze Kramer, coverboutique.de

Bildnachweise: ©Markus Mainka – stock.adobe.com,
©Smolina Marianna,
©Shutterstock.AI – shutterstock.com,
©Cavan,
©Kesu01 – depositphotos.com

Herausgeber: Matthias Janz
Katharinastraße 28
56626 Andernach

Verlagsportal: Bookmundo Direkt
Gedruckt in Deutschland

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verfassers unzulässig.

Vieles in diesem Roman hat sich so nicht zugetragen.

Manches vielleicht.

*Der größte Teil entspringt den Weiten
meiner Phantasie.*

Matthias Janz

Prolog

**New York City, Manhattan, 260 W 44th St,
13. Mai 2023**

Zwölfmal schallt die Glocke hell und klar durch das kolossale ehemalige Kirchenschiff. „Es ist genau zwölf Uhr Mittag, liebe Mutter, oder wie wir hier in Manhattan sagen, *high noon*. Was möchtest du zum Mittagessen bestellen?“

„Junge, hast du diesen klangvollen Glockenschlag gehört? Der Ton hallt unter diesem wuchtigen Gewölbe genauso nach, wie die Montserrat Caballé im *Schwan von Saint-Saens* in der Lage war, ihre Stimme zu halten. Ist das nicht einfach nur brillant?“

„Wie bitte? Wen meinst du, Mum?“

„Lass mal, Charles, wir bleiben schlicht bei der Ansage ‚es ist Mittagszeit‘, oder ‚es ist Zeit fürs Essen‘“, erkläre ich und führe meinen Sohn in leichte Verwirrung.

„Ich hätte gerne diese zusammengeklappte Pizza, bitte.“

Die Kellnerin sieht Charles mit einem schielenden und einem auf ihn gerichteten Auge fragend an, woraufhin er im besten New Yorker *American English* meine Pizzabestellung übersetzt und seine Pizza Vulcano hinzufügt. Die junge Dame überträgt den Auftrag über ein kleines Display in ihr Gerät und ist so rasch, wie sie gekommen war, auch schon weiter an den nächsten Tisch geeilt, flinker, als ein Hase rennen kann.

„Mutter, du musst hier in deinem geliebten *Big Apple* Englisch sprechen. Auf Deutsch versteht hier kein Mensch deine Essensbestellung.“

„Aber Charles, wofür habe ich dich denn mitgenommen? Du sprichst ein viel besseres *Brooklynese English* als ich.“ Ich starre meinen Sohn vielsagend an, der in kurzen Hosen und T-Shirt da sitzt wie ein Sportlehrer in seinem Ferienurlaub.

„Na ja, Ma, jetzt untertreibst du aber. Du sprichst ein genauso gutes *American English* wie ich, ich hab's schließlich von dir gelernt.“

„Das stimmt vielleicht, aber doch nicht in einem gottesfürchtigen Haus wie diesem? *Oh dear*, das geht ja gar nicht!“

„Nochmals, Mutter, falls du es vergessen hast. Seit 1997 gibt es hier Pizza statt Gospelgesänge. Das mit dem Gotteshaus ist hier drinnen schon lange vorbei. Aber du wolltest doch genau hierher, ins *John's*. Hattest du nicht den Wunsch nach diesem typischen New Yorker Essen?“

„Na ja, um genau zu sein, mein Junge, wollte ich sehen, ob die Heiligen den Rückweg in dieses Gebäude gefunden haben.“ Ich halte meine eingeübte aufrechte Haltung bei.

„Als Alternative hätten wir natürlich auch ins *Gallaghers Steakhouse* gehen können“, antwortet Charles despektierlich, während ich den Gedanken im Kopf habe, dass der Junge mit seiner Sonnenbrille aussieht wie Richard Gere. Oder zumindest dessen leibhaftiger Bruder.

„Nein, nein, lass mal, hier ist es angenehm. Und ich liebe es, wenn die Mittagssonne ihre Strahlen durch die großen Fenster sendet und das bunte Licht wie in einem Kaleidoskop an die Wände zaubert. Ich mag dieses orangefarbene Licht. Es erinnert mich immer an meinen tüchtigen Vater.“

„Ma, diese Storys kenne ich schon zu Genüge.“

„Ich erzähle sie dir dennoch, du brauchst ja nicht hinzuhören. Aber stets, wenn mein Vater von seinen Hochöfen im Siegerland sprach, betonte er den dunkel orangefarbenen Lichterschein, den ein Hochofenabstich in Niederschelden verursachte. Niemals habe ich selbst einen Abstich von diesen Eisendingern mitbekommen, aber wie wortschöpfend er die Szenerie beschrieb ... Als hätte man die Bilder mit seinen eigenen Sinnen erleben dürfen.“

„Ja Mum“, antwortet Charles gelangweilt und verdreht die Au-

gen, obwohl er sich anscheinend vorgenommen hat, nicht allzu genervt zu klingen.

„Gestern im *Guggenheim-Museum*, dort hat es mir besonders gut gefallen, das muss ich schon sagen. Die unterschiedlichen Farbkombinationen dieser Bostoner Künstlerin Sarah Sowienoch, mit ihren gelungenen Bildern, einfach allesamt nett anzuschauen. Besonders imposant fand ich dieses Gemälde, das an der Wand begann und sich in der gleichen Farbkombination als Puzzleteile auf dem Boden fortsetzte. Sehr überzeugend ist diese Kunst, und schön anzusehen. Es waren jedoch zu viele Menschen vor meinen Augen. Man konnte dieses schmucke Werk nur selten vollständig betrachten.“

Das bestellte Essen kommt in den Händen und auf den Armen der Kellnerin. Sie wünscht uns einen guten Appetit.

„Und woher kann die Dame jetzt so gut Deutsch sprechen, mein Junge?“

„Ma, in den Schulen dieses Landes lernt man unterschiedliche Fremdsprachen. Vielleicht hatte die junge Frau aber auch einen deutschen Urgroßvater? Was weiß denn ich. Ich kenne dieses Mädchen ebenso wenig wie du, Mutter.“

Das in der Luft schwebende Generationsproblem kann Charles nicht leugnen. Aber er hat es sich fest vorgenommen, meine Wiederholungen einfach zu ignorieren. Ich bin halt nicht mehr die Jüngste. Die Pizzen vor uns verströmen ihren Wohlgeruch von Oregano und Thymian, Salbei und Käse über den gesamten Tisch.

„Das duftet sehr italienisch. Lass es dir schmecken, mein Junge.“

„Danke, gleichfalls.“

„Charles“, ich hebe ein Pizzastück mit einer Gabel hoch, „morgen möchte ich in die *Carnegie Hall* gehen. Oh, wie gut dieses italienische Saucenbrot schmeckt! Du hast doch so eine kleine Maschine, die alles weiß. Sieh mal bitte nach, was dort morgen angeboten wird!“ Ich puste auf den heißen Pizzateig.

„Darf ich zuerst aufessen? Meine Pizza Vulcano ist so scharf, dass ich nicht aufhören kann, sonst brennt mir der ganze Mund.“

„Ich kann dich so etwas von verstehen, Junge, dann daddel halt später.“ *Ich gebe hier klar die Richtung vor, but Charles braucht mir eigentlich nur zu folgen. Mit achtundneunzig Jahren darf eine Mutter auch immer Recht haben dürfen, speziell dann, wenn sie so glockenklar im Kopf ist, wie ich es noch täglich bin*, grübele ich vor mich hin. „Jetzt daddelst du ja doch schon?“

„Na klar, Ma, du lässt mir ja sonst keine Ruhe. Morgen am Sonntag, den 14. Mai 2023, gibt es ein Violinkonzert mit Klavierbegleitung ab vierzehn Uhr. Wäre dies etwas für eine ehemalige Mathematiklehrerin im fortgeschrittenen Seniorenalter?“ Charles sagt dies ein wenig zu spitz, wobei er absichtlich näselnd und hämisch spricht, was mir natürlich nicht entgeht.

„Aber selbstverständlich, das passt doch sehr gut zu mir. Als ich vor einigen Dekaden meinen Schülern Adieu sagte, schlug ich mein neues Lebenskapitel auf und nannte diesen Abschnitt *Kunst und Kultur*. Da passt doch ein weiches Violinkonzert hervorragend dazu, oder wie siehst du das?“

„Wenn es denn sein muss, Ma. Gehen wir anschließend noch zum Boxkampf in den *Madison Square Garden*?“

„Nein!“, ich pfeife ihm das Wort aus meinen Lungenflügeln entgegen wie eine Dampflokomotive, die einen Endstationsbahnhof erreicht hat.

„Oh! Ich dachte ja nur.“ Seine beleidigte Reaktion ist tatsächlich echt.

„Charles, bitte bezahl nun die Rechnung, und anschließend fahren wir mit einem Taxi ins *Skyline Hotel*. Gib der Bedienung ein ordentliches Trinkgeld wegen ihrer Deutschkenntnisse. Ach ja, übermorgen, da möchte ich noch in den *Central Park*. Nur kurz, ein bisschen frische Luft schnappen, und anschließend fährst du mich wieder hinauf in die Berge an meinen Schreibtisch. Ich muss

vorwärtskommen mit dieser unsagbaren Geschichte. Die Ereignisse überschlagen sich gerade so turbulent, dass meine vagabundierenden Gedanken wieder weißes Papier erreichen müssen. Denn bevor ich diesen Planeten verlasse, muss diese Geschichte aufgeschrieben sein. Und so viel Zeit bleibt mir nun auch wieder nicht. Junge, wie alt bist du jetzt eigentlich?“

„Aber Ma, du warst bei meiner Geburt dabei. Du solltest es schon noch wissen.“

„Dies ist nur ein Test, ich wollte wissen, wie aufmerksam du mir zuhörst.“

„Ich bin dreiundsiebzig Jahre alt, liebe Mama, und dafür danke ich dir nun schon zum zehntausenddreihundertsiebzehnten Mal.“

„Falsch, wenn du am 24. Juni geboren bist, dann bist du zweiundsiebzig Jahre alt, mein Sohn.“

„Dich kann man wohl nie überführen?“

„Wohin willst du mich überführen? Ich möchte in Margaretville beerdigt werden, und wag es nicht, mich zu verbrennen.“

„Na gut, meine liebe Mama, dein Wille geschehe, wie es schon in der Bibel steht.“ Charles lächelt mich an und sagt im Brustton der Überzeugung: „Wir fahren übermorgen zurück in die Catskill Mountains, an deinen geliebten Schreibtisch, zu deinem kleinen Tintenschlingel, und nehmen auf der Fahrt dorthin ausreichend Zigarillos und schwarze Tinte mit. Das ist überhaupt kein Problem. Ich tue dies wirklich sehr gerne und nur für dich, Ma.“

Die Worte meines Sohnes klingen mit diesem Unterton in meinen Ohren nicht so nett, wie er sie vermeintlich ausdrücken will.

Wir kommen exakt so, wie es Charles vorausgeplant hat, am Landhaus in den Bergen an. Ohne ein einziges Wort räumen wir die Lebensmittel und die übrigen Wichtigkeiten wie einstudiert auf ihre angestammten Plätze.

„Möchtest du einen Tee mittrinken, bevor du zurück in die Stadt fährst?“ *Ein kleines Dankeschön muss ich dem Jungen ja anbieten, schließlich opfert er seine freie Zeit für meine Verrücktheiten,* denke ich, ohne ihn anzusehen.

„Ja, den nehme ich. Mir wäre zwar bei dieser Hitze ein kühles Bier lieber, aber ich muss ja noch Auto fahren.“

Ich brühe ein kleines Kännchen Limoncello-Tee auf und platziere es mitten auf meinem Schreibtisch. „Junge, kannst du mir sagen, wo genau ich in dieser wilden Geschichte stehen geblieben bin, bevor wir nach Manhattan gefahren sind?“ Ich sitze an meinem gewohnten Platz hinter dem Schreibtisch, während ich meine Gedanken und die mit schwarzer Tinte beschriebenen Blätter ordne.

„Aber Mutter, ich war doch nicht dabei, als du die Geschichte aufgeschrieben hast. Ich weiß nicht, an welchem Punkt du es unterbrochen hast, das Papier zu ... zu bekritzeln.“ Charles beugt sich über die Notizen und sagt aus fester Überzeugung heraus: „Dieses Gekrakel kann später wirklich kein Mensch lesen, liebe Mutter.“ Unabhängig voneinander verdreht er seine Augen wie ein Chamäleon auf Brautschau.

„Dann machen wir es anders. Du hörst mir jetzt zu und ich erzähle dir kurz und knapp, was bisher geschehen ist. Dann finde ich sofort den Punkt und kann weiterschreiben.“

„Genau so machen wir es, Ma!“

Wir nehmen uns beide eine Tasse Tee und sofort erfüllt der zitrische Duft den Raum. Unweigerlich hat man den wunderschönen Gardasee und den kleinen Ort Limone mit seinen Zitronenhainen in seinen Erinnerungen.

Ja, dort waren wir in einem August vor vielen Jahren einmal, lasse ich mich von meinen schweifenden Gedanken ablenken. „So, hör zu!“, sage ich dann auffordernd, während Charles lang in meinem Lesesessel sitzt und die Sonnenbrille auf seiner Nase

hochschiebt. „Wie war das denn damals ...? Moment noch. Ach ja ... mein Vater, der Edmund, musste Niederschelden verlassen. Auf seiner Reise nach Deutsch-Südwestafrika lernte er meine Mutter, die Hedwig, kennen, die er während seiner Zeit in Afrika nie vergaß. Vaters Freunde, Fritz und Ludwig, fanden irgendwie heraus, wer die Tote aus dem Stahlwerk war. Obwohl Edmund seine Hedwig suchte, meldete er sich mit Fritz und Ludwig für den gerade begonnenen Krieg an. Mit unterschiedlichen Verletzungen kehrten die drei Freunde nach kurzer Zeit aus Frankreich heim.“

Ich blättere in meinen Aufzeichnungen einige Seiten zurück und trinke einen Schluck von dem köstlichen Tee. Wohlige Wärme breitet sich in mir aus und sofort habe ich den Geschmack von italienischen Zitronen in meinem Mund.

„Ach ja, jetzt hab ich den Faden wiedergefunden. Mutter holte ihren Edmund mit einer Gesichtsverletzung von Aachen nach Berlin. Hier pflegte sie gemeinsam mit ihrer mütterlichen Chefin, der Apothekerin Frau Ludowika Fürstenau, Edmund gesund.“ Ich unterbreche meine Zusammenfassung kurz. „Und weißt du was, Charles? Mit ihren selbst hergestellten Medikamenten wurde Frau Fürstenau sehr reich“, stelle ich prononciert heraus.

„Ich weiß, Ma“, kam eine überaus gelangweilte Antwort.

„Gut, aber auch Edmund, der in Afrika Diamanten fand, brachte es zu einem kleinen Vermögen. Onkel Fritz bekam eines Tages überraschend von seiner Krankenschwester Lisbeth einen Heiratsantrag. Fritz sagte ja, woraufhin Hedwig und Edmund von Berlin aus zur Hochzeit nach Niederschelden kamen. Nach der ausgelassenen Hochzeitsfeier traf Edmund zufällig den Mann wieder, der ihn vor fünf Jahren aus seiner Heimat verbannt hatte, den Stahlwerkschef Kuhn höchstpersönlich. In einer geheimnisvollen Aktion hielt Ludwig den Kuhn davon ab, Hand an Edmund zu legen. Noch am gleichen Tag kam Ludwig zu Ohren, dass der Stahlwerkschef tot neben den Gleisen der Werksbahn gefunden worden war.

Edmund und Hedwig fahren mit dem Zug umgehend nach Berlin zurück, während Fritz mit Lisbeth zu einer Wanderhochzeitsreise nach Herborn aufbrechen. Ludwig organisierte mit dem neuen kaufmännischen Direktor der Charlottenhütte Herrn Friedrich Fink zweifelhafte und manchmal nicht ganz legale Geschäfte. Ja, genau, an dieser Stelle habe ich vor ein paar Tagen aufgehört, zu schreiben.“

„Ist in deiner Erzählung schon die Hyguette aufgetaucht? Die ist doch damals mit diesem geilen Elektrokarren rumgefahren ... diesem ... Nun sag doch schon!“ Charles hat sich in seinem Sessel aufgerichtet und fragt mit seinem Halbwissen nach Sachen, die er nicht selbst erlebt hat.

„Nein, mein Junge, das kommt doch erst noch. Nun warte doch ab ...“

„Nein Ma, ich muss zurückfahren. Du weißt schon, wegen der Staus vor der George Washington Bridge nach New York rein.“ Charles steht auf, gibt mir ein Wangenküsschen und huscht schon durch die Verandatür.

„Ruf kurz an, wenn du zu Hause bist, ja machst du das?“, rufe ich ihm noch hinterher.

„Ja Ma!“, antwortet er mir knapp und ist schon aus meinem Blickfeld verschwunden.

Ludwig sollte in meiner Geschichte also eine Dienstreise nach Longwy unternehmen, und genau hier habe ich aufgehört mit dem Schreiben. Ich drehe erneut die Füllfederkappe ab und schreibe mit zittriger Hand die Geschichte weiter, wie sie mir meine Mutter ins Ohr zu flüstern scheint.

1

„Achduachdu, der Bruckhausener Schnürsenkel. Was führt dich denn nach Eisenheim?“

LINUS BOTTENBERG

Niederschelden, 8. Juni 1915

Mit den zielstrebigem Schritten eines Mannes, der genau wusste, wohin seine Füße ihn führen sollten, überquerte Ludwig Hufschmidt die Chaussee vom Bahnhof Niederschelden zurück ins Hauptbüro der Charlottenhütte. Auf halbem Weg dorthin traf er einen Arbeitskollegen. Erwin Noll berichtete ihm sehr aufgeregt, dass er es war, der den Stahlwerkschef Paul Kuhn neben den Gleisen tot aufgefunden hatte.

„Mausetot war er, Ludwig. Der lag einfach nur so auf dem Rücken und gaffte an die Hallendecke.“ Erwin trat von einem Fuß auf den anderen, als müsste er sich erleichtern, war aber nur nervös.

„Woher wusstest du denn, ich mein’, dassa tot war?“, wollte Ludwig leicht nach vorn gebeugt von dem deutlich kleineren Erwin wissen.

Atemstockende Panik blitzte in Erwins Augen auf und er schrie die eingesogene Luft aus sich heraus: „Menschenskind, ich habe den Puls am Hals gefühlt, aber da war nix mehr, da war kein einziges Stück Leben mehr drin!“ Erwin wirkte, als müsste er sich übergeben und tänzelte immer noch vom rechten auf den linken Fuß.

„Hömma, Erwin, weißt du denn, wie der Alte zu Tode kam?“ Ludwig übertrieb mit seiner Fragerei vielleicht ein wenig, aber er wollte unbedingt Klarheit haben.

„Nein, mein Gott, woher soll ich das denn wissen? Ich habe nur bemerkt, als ich ihn zur Seite legen wollte, dass der ganze Brustkorb nur noch ein weicher Haufen war. Da war keine einzige Rippe mehr intakt.“ Erwins eigener Brustkorb hob sich, als kochten die schrecklichen Erinnerungen erneut in ihm auf.

„Erwin, und was ist deine Vermutung? Wie meinst du ... Wie ist der Kuhn ums Leben gekommen?“

„Wenn du meine Einschätzung wissen willst, dann ist dieser Doofmann nicht um die gesamte Zugeinheit herumgelaufen, wie es normal gewesen wäre, sondern er wollte eine Abkürzung zwischen Prellbock und letztem Waggon nehmen. Als aber überraschend die Rangiereinheit angezogen wurde, hat ihn der Puffer des letzten Waggons eingequetscht. Tot! Auf der Stelle tot!“ Erwin tänzelte weiterhin vor Erregung. Oder musste er sich doch erleichtern?

„Und dann?“ kam Ludwigs knappe Frage, die seinen Kollegen in eine noch höhere Erregungsstufe führte.

„Verdammt! Und dann, und dann? Mensch, Ludwig, dann war da nix mehr.“ Erwin wurde von seiner eigenen Schilderung aufgewühlt, denn vor seinem geistigen Auge rasten die Bilder in seinem Kopf umher und spielten Nachlaufen miteinander.

„Erwin, nix für ungut, aber kannst du mir dennoch nur ganz kurz beschreiben, wie du ihn vorgefunden hast?“ Ludwig brauchte zwingend weitergehende Informationen und fragte ihn mit einer so weichen und einfühlsamen Stimme, dass sie an einen Kapuzinermönch an einem Taufbecken erinnerte.

„Gottnednochemo!“ Jetzt explodierte Erwin. „Stehe ich hier vor dem Kadi oder was? Das habe ich dir doch eben gerade alles schon gesagt, haste wieder nicht richtig zugehört?“

„Ich dachte doch nur, so aus deiner beruflichen Erfahrung heraus. Erwin, du bist doch ein sehr erfahrener Stahlwerker, was hatte der Alte denn dort hinten bei den Zuschlagstoffen überhaupt zu schaffen?“

„Was weiß denn ich? Frag ihn doch selber.“ Erwin wurde die verknotete Fragerlei zu bunt. Er sagte nur knapp: „Du kannst mich mal am Arsch lecken!“, und ging dann in seinem ureigenen hüpfenden Gang weiter in Richtung Niederschelden.

Da stand er nun, Ludwig Hufschmied aus der Querstraße in Niederschelderhütte, und machte einen bedröppelten Eindruck. Er, der eins neunzig große Hüne, der sonst alles, aber auch wirklich alles, durch seine laute, ordinäre Gossensprache im Griff hatte, stand sprachlos und wie festgewachsen auf dem Trottoir und hatte die Redensart im Kopf, die besagte, dass ein Unglück selten allein komme.

Zum Schichtwechsel liefen die Hüttenwerker wie auf einer Ameisenstraße über das Gelände. Mal allein, mal zu zweit in langgezogenen Reihen schritten sie ins Werk hinein, während gegenläufige Reihen es verließen. Die Zeiger der großen Turmuhr auf dem Dach des Hauptbüros standen nahezu waagrecht. Das bedeutete, es war Viertel vor drei.

Ludwig hatte Nachtschicht, musste allerdings noch für Direktor Fink Hinweise über den tödlichen Unfall zusammentragen. Mit diesem Gedanken ging er Richtung Gießgrube, wo die Zuschlagstoffe lagerten. Als er den Bereich fast erreicht hatte, sah er dort eine kleine Traube von Herren der medizinischen Abteilung des Werkes mit fremden Herren und Vorgesetzten aus den oberen Büros beisammenstehen. Hier durfte Ludwig auf gar keinen Fall stören, daher hastete er weiter zum SM-Ofen 2 und begegnete dort seinem Nachbarn Walter Autschbach.

„Hömma, Walter, hast du das mit dem Alten gestern mitbekommen?“ Mit fragendem Blick wollte Ludwig mehr von ihm wissen.

„Das musst du mich nicht fragen. Du weißt doch ganz genau, was dort abgelaufen ist, du warst doch gestern ebenfalls hier in der Gießhalle. Du hattest mich gestern noch gefragt, wann der nächste Abstich ansteht. Haste wohl in deinem Spatzenhirn schon wieder

vergessen?“ Walter musste durch den Staub in der Halle mit einem Mal stark husten.

Ludwig wirkte nur einen Sekundenbruchteil wie getroffen, bevor er entgegnete: „Hömma, du Pannemann, wat hatt’n meine Frage mit dem piesemuggelichen Alten zu tun?“ Ludwig hatte sich vor dem einen Kopf kleineren Autschbach aufgebaut und sah ihn von oben herab an.

Eingeschüchtert sprach Walter nur noch kleinlaut, als müsste er jetzt kleinere Brötchen backen: „Ich mein ja nur, dann hättest du ebenfalls etwas mitbekommen können von dem Unfall hier.“

„Nee, habbich net, du Heiopei, wär’ ich dich sonst am Fragen, du Lokschuppen?“

Ohne ein weiteres Wort gingen die beiden Männer in unterschiedliche Richtungen auseinander. Der feine Eisenstaub, der in der gesamten Stahlwerkshalle umherschwebte, tanzte vor Ludwig in einem armdicken Sonnenstrahl auf und ab, der schräg durch eine Hallenöffnung einfiel.

Doch für dieses farbenfrohe Kunstwerk hatte Ludwig derzeit kein Auge. Sein Weg führte ihn erneut in den Hochofenbereich. Erst gestern war er hier gewesen und hatte ungeplant seine Unterlagen auf der Gichtbühne des Ofens zurückgelassen. Er wollte trotzdem seine Berechnungen für seinen Chef fortführen und schritt geradewegs ins Meisterbüro. Dort saß der 1. Schmelzer Linus Bottenberg. Er beugte seinen Kopf tief über den Schreibtisch und notierte die soeben aus dem Labor eingegangenen Analysedaten der abgestochenen Schmelze im Rapportbuch.

„Guten Tag, Linus, du alter Preuße“, fiel Ludwig mit seiner eigentümlichen Begrüßung in die Meisterbude ein.

„Achduachdu, der Bruckhausener Schnürsenkel. Was führt dich denn nach Eisenheim?“

„Ich muss doch mal nachsehen, ob ihr auch genug Eisen für uns aus den beiden Hochöfen quetscht.“

Linus richtete seine Augen weiterhin konzentriert auf sein Rapportbuch. „Ludwig, du bist doch viel intelligenter als die Frage, die du gerade stellst. Natürlich schieben wir euch ausreichend Eisen rüber, ihr müsst es nur schneller verstaßen.“

Während er weitere Daten notierte, sprachen sie über verschiedene Kollegen und deren ungelöste Probleme. Im Laufe des Gesprächs wollte Linus mit einem Mal wissen: „Hast du eigentlich etwas vom Utsch Oswald gehört? Der ist wie vom Erdboden verschwunden. Du kennst ihn doch, der arbeitet drüben im Magazin in der Ausgabe. Der Utsch ist seit ein paar Tagen nicht mehr zur Arbeit erschienen. Einfach weggeblieben, ohne eine einzige Nachricht.“

„Nein, die Faulenzer vom Magazin kenne ich nicht so gut, und den Utsch schon zwei Mal nicht.“ Ludwig schlug mit seiner Hand verneinend ab. „Linus, ich hatte gestern oben auf der Gichtbühne vom Ofen 2 meine Unterlagen vergessen. Sind die eventuell bei dir abgegeben worden?“, wollte er dann mit einer mehr als unbeteiligten und nichtssagenden Miene wissen, wobei er abwesend aus dem Fenster der Meisterbude sah. Draußen rollte eine Waggoneinheit mit neuem Eisenerz zu den Erzbunkern.

„Meinst du diese hier?“ Linus hielt einige Blätter in die Höhe.

„Ja, ganz genau, da sind ja meine Unterlagen.“

„In *Eisenheim* geht nichts verloren. Der Arthur Nassauer, der mit dir oben auf der Gichtbühne war, meinte nur, dass du wie von der Tarantel gestochen urplötzlich vom Ofen gesprungen bist. Er wusste gar nicht, was mit dir los war.“ Linus sah Ludwig aus seinen starren Augen an, die keinen Widerspruch zuließen.

„Linus, das willst du, glaube ich, nicht wirklich wissen, was gestern in meinen Gedärmen so abgegangen ist. Ich bin runter und hab’ mich auf den nächstbesten Pott gesetzt.“

„Ludwig, das Leben ist wirklich einfach, aber wir Menschen bestehen immer darauf, es kompliziert zu machen. Du hättest das

wesentlich einfacher haben können. Wir haben hier vorne, gleich neben dem Erzaufzug, einen Abort. Dafür brauchtest du nicht ins Stahlwerk zu rennen.“

„Ja, weißt du, Linus, mein Arsch kennt die Schüssel dort bei uns bestens.“

„Aha, verstehe, du hast sozusagen einen Stahlarsch.“

Ludwig nahm grinsend seine Unterlagen auf und verabschiedete sich überaus militärisch vom 1. Schmelzer, indem er zwei Finger an seine Stirn hob und sie grüßend zur Seite strich. Nun musste er unbedingt ins Büro von Direktor Fink, denn er stand unter Zeitdruck, seinen Bericht abliefern zu müssen.

Mein lieber Scholli, ich bin gestern tatsächlich an einigen Stellen gesehen und erkannt worden, aber bislang hat niemand einen Zusammenhang zwischen dem alten Kuhn und mir hergestellt.

Ludwigs Gedanken kreisten um den gestrigen Tag wie ein Vogel, der um einen Baum herumflog und nicht auf einem Ast landen wollte. Sie beruhigten sich erst, als er an seinem Ziel ankam.

„Herr Hufschmidt, guten Tag, kommen Sie näher. Was spricht der Hüttenflur über diesen tragischen Unfall mit Todesfolge?“, begrüßte der Direktor Ludwig, als er den Dienstraum betrat. Auf seinem Schreibtisch standen frische Blumen und verströmten einen angenehm feinen Rosenduft.

„Guten Tag, Chef.“

„Kommen Sie, Herr Hufschmidt, wir setzen uns gleich hier an den kleinen Tisch. Möchten Sie einen Kaffee?“

„Nein, danke.“

„Oha, das ist das erste Mal, dass Sie eine Tasse Kaffee ausschlagen.“

„Mir ist schlichtweg nicht danach“, kam es viel zu rüde aus Ludwigs Mund. Er wollte eigentlich nicht so missmutig gegenüber seinem Chef sein, daher sagte er sogleich: „Schöne Blumen auf Ihrem Schreibtisch, haben Sie heute Geburtstag?“

„Nein, heute nicht. Fräulein Schmidt war so freundlich und hat frische Rosen mitgebracht.“

Wahrscheinlich hat Fräulein Schmidt die Blumen ins Büro gestellt, da es hier immer ein wenig nach Mensch riecht. So ein Duft von nicht richtig gewaschen, nach einer sportlichen Betätigung oder so, dachte Ludwig, ließ sich jedoch seine Gedanken nicht anmerken.

„Nun dann, legen Sie mal los, Hufschmidt.“

„Dem Stahlwerkchef ist zwischen dem Puffer des letzten Wagons einer Zugeinheit und einem Prellbock so der Brustkorb eingequetscht worden, dass er vermutlich sofort tot war. Warum er die Abkürzung vor dem Prellbock genommen hat, ist vollkommen unklar. Was er in diesem Bereich zu suchen hatte, ist ebenfalls unklar. Typischerweise ist dies für den Kuhn nicht der normale Weg.“ Ludwig referierte die Geschehnisse wie ein Richter, der sein Urteil wegen Geringfügigkeit herunterleierte. Er schloss seinen Bericht mit einer atemschweren Pause ab. Direktor Fink wollte schon das Wort ergreifen, als Ludwig wieder kraftvoll anhub: „Und ich wurde ebenfalls, sogar mehrfach und zur gleichen Uhrzeit, an unterschiedlichen Orten im Werk gesehen.“

Fink lehnte sich zurück und fasste sich ans Kinn. Gleichzeitig konnte man das Klackern in seinem Kopf beobachten. Seine Augen zuckten kaum wahrnehmbar im Takt seiner Überlegungen. „Herr Hufschmidt, ich frage Sie nur dies: Hätten Sie die Möglichkeit gehabt, Herrn Kuhn vor diesem entsetzlichen Unfall zu bewahren?“

Ludwig starrte den Direktor mit gestählten Drahtseilaugen an. Seine Wimpern zuckten nicht, keine einzige Regung gab es in seinem gesamten mächtigen Körper. Ludwig wirkte auf Fink wie ein erkalteter Stahlblock, dem die Kokille schon lange gezogen worden war. Ludwig hatte sogar seine Atmung eingestellt. Die wohlformulierte Frage schwebte ein, zwei, drei Sekunden lang im Raum. Nach einer gefühlten Unendlichkeit brach der Direktor das Schweigen.

„Keine Antwort, Herr Hufschmidt, ist auch eine Antwort. Sie ist zwar nicht so, wie soll ich es ausdrücken, ja, nicht so *gehaltvoll* wie die, die ich mir erhofft hatte. Genau wie damals, als Sie meine Frage nach ihrer Tat, die zu ihrem Eisernen Kreuz führte, unbeantwortet ließen. Auf der einen Seite kann ich Sie verstehen, es muss nicht immer alles an Außenstehende weitergetragen werden, da haben Sie vollkommen recht. Auf der anderen Seite würde ich schon gerne abschätzen, was in einem Menschen wie Ihnen so vorgeht. Verstehen Sie, was ich meine?“

Ludwig wagte es weiterhin nicht, sich zu rühren. Er hatte die Atmung jedoch wiederaufgenommen. Seine Ehre geriet an diesem Tag wirklich aus den Fugen.

Mit Oberwasser in seiner betont hohen Stimme sagte Fink: „Das Leiden Christi hat viele Gesichter. Das Ihrige, Herr Hufschmidt, ist momentan eines davon, wenn ich Sie mir so ansehe. Ich denke, Sie ... Nein, ich würde *behaupten*, Sie benötigen dringend ein paar Tage für sich. Sagen wir, in acht Tagen melden Sie sich wieder hier bei mir in meinem Büro. Ihre Arbeit im Stahlwerk ruht bis dahin halt noch ein wenig, aber das regle ich von hier aus, das ist selbstredend. Vielleicht führt Sie Ihr Weg, wie soll ich es Ihnen verdeutlichen, *eventuell* führt Ihr Weg in dieser freien Zeit *rein zufällig* nach Lothringen. Besser gesagt in den besetzten Teil Lothringens, in die französische Eisen- und Stahlstadt Longwy. Ich möchte nämlich zu gerne erfahren, ob die dort ansässigen Hüttenbetriebe, und das sind nicht wenige, ob die ebenfalls mit eingesetzten Drehspänen im Hochofen produzieren oder Entwicklungsarbeit in diese Richtung unternehmen. Was meinen Sie, könnten Sie auf Ihrer dienstlichen Erholungsreise für uns auf der Charlottenhütte diesen Prozess in Erfahrung bringen? Alles Übrige hier im Werk werde ich ordnen. Und wenn Sie sich ausgeruht und berappelt haben und in acht Tagen wieder hier aufschlagen, dann erwarten Sie die neuen und wichtigen Herausforderungen im

Bereich des Stahlwerkes.“ Der Direktor hatte sich erneut genüsslich zurückgelehnt und formulierte dann noch behutsamer, aber in gewisser Weise gönnerhaft: „Nur die eine Frage beantworten Sie mir bitte in diesem Zusammenhang noch. Herr Hufschmidt, kann ich weiterhin auf Ihre uneingeschränkte Unterstützung bauen?“

Der Stahlblock regte sich und sprach mit rauer Stimme – dabei hatte er heute nur eine Zigarre geraucht – entschlossen: „Chef, wir haben einen gültigen Vertrag, und ohne ein gegenteiliges Wort sage ich Ihnen ein klares Ja. Ihrem Vorschlag, Chef, mich auf eine Dienstreise nach Lothringen zu senden, werde ich gerne entsprechen und die Reise antreten. Sie können sich in vollem Umfang auf mich verlassen, Herr Direktor.“ Ludwig hörte sich unglaublich erleichtert an, aber welche gewaltig niederdrückende Last gerade von seinen Schultern abgefallen war, das konnte und durfte er keiner Menschenseele zeigen.

„Kommen Sie doch bitte heute noch, ich sag’ mal so gegen Abend, in mein Sekretariat zu Fräulein Schmidt. Sie kann Ihnen alle Reisedokumente persönlich aushändigen. Diese Reise wollte ich in der kommenden Woche eigentlich selbst antreten, aber wenn Sie mir behilflich sein können, umso besser. Ich habe durch diesen Unfall noch einiges mit den Behörden zu regeln. Sie verstehen?“ Direktor Fink konnte endlich aufatmen und war mit seinen Gedanken schon bei einem wichtigen Telefonat, das er führen musste.

Ludwig drehte sich zum Direktor, als er ihm die Hand reichte: „Bis heute Abend, Chef und dann in acht Tagen. Ich werde pünktlich zurück sein.“

Fink ging, wie an Fäden geführt, federweich in die Knie. Ludwigs Händedruck war wohl wieder etwas zu fest geraten. Wahrscheinlich wegen der großen Erleichterung, die er verspürte.

„Entschuldigung, Chef, ich vergaß, nicht so feste zuzudrücken ...“, waren seine letzten Worte im Direktorenbüro.

2

„Heiliger Josef. Nach nur so wenigen Stunden ... Kann sich ein Mensch überhaupt in so kurzer Zeit so verlieren?“

LUDWIG HUFSCHMIDT

Longwy, Lothringen, Juni 1915

Ludwig saß mit der ausdruckslosen Miene eines Postbeamten in einem Eilzug nach Cöln. Er hatte ein Billett für eine Hin- und Rückfahrt nach Longwy, einer Industriestadt im französischen Teil Lothringens, in seiner Jackentasche.

Sollte ich mich über diese Reise freuen oder doch besser aufregen?

Mit dieser unsortierten inneren Balance verspürte er eine für ihn ungewohnte Verlassenheit in sich. Er hörte noch immer den hämmernden Stahlwerkslärm und spürte immerzu den eisenhaltigen Staub der großen Gießhalle in seiner Nase, obwohl er sich heute früh gleich zwei Mal gründlich gewaschen und rasiert hatte. In den vergangenen Tagen war so vieles so schnell auf ihn eingestürzt, dass er bisher nicht einmal eine Minute Zeit gefunden hatte, über alles nachzudenken und die unterschiedlichen Vorgänge einzuordnen. Nun saß er mit zwei weiteren Reisenden in einem Zugabteil. Durch deren Anwesenheit fand er auch nicht die notwendige Ruhe.

Während seine Gedanken um die aktuellen Ereignisse kreisten, kamen Überlegungen zu seiner privaten Situation hinzu. Eine Ehefrau für ein gemeinsames Leben in der Zukunft hatte er nicht mehr in Aussicht. Die Minna, die er anstelle seines im Krieg gefallenen Bruders hatte heiraten sollen, hatte sich überraschend

umentschieden. Sie wollte nun doch lieber in ein Kloster gehen und sich gottesnahen Aufgaben widmen. Ludwigs Schwester, die Helene, hatte ihm diese Neuigkeit aus Siegen im Auftrag der Unternehmertochter Minna Feinbier überbracht. Einfach so, ohne ein klärendes Gespräch und ohne eine vernünftige Begründung. Wie mit der hohlen Hand weggewischt fühlte er sich. Dieser Stachel saß tief in seiner Seele. Er, der große Ludwig Hufschmidt, hatte eine Abfuhr wie diese noch nie erleben müssen.

Aber jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Soll die Minna froh und glücklich werden bei ihrem Hosianna-Singen hinter hohen Klostermauern, in eiskalten feuchten Gottessälen. Wie die Weiber nun mal so sind, dachte Ludwig, *Weiber halt!*

Mit seinem Freund Fritz Wallau konnte er derzeit nicht reden, der war auf seiner Hochzeitsreise, genauer gesagt zum Wandern in Herborn unterwegs. Edmund war mit Hedwig zurück nach Berlin gereist und baute an seinen Lokomotiven für den Kaiser weiter. Mit niemandem konnte er seine beschissene Lage besprechen. Und seinen Chef, den kaufmännischen Direktor Fink der Charlottenhütte, hatte er vielleicht enttäuscht. Die ihm zugesagte Stelle als Schichtmeister im Stahlwerk durfte er jedenfalls noch nicht antreten. Er musste zuvor auf diese blödsinnige Dienstreise gehen.

Was noch wesentlich schwerer wog, waren die Beschimpfungen seiner Eltern dahingehend, dass er die nette Partie mit der Minna nicht für sich hatte gewinnen können. Und seine Liaison mit der Henriette, ja die war ebenfalls zum Erliegen gekommen. Fritz hatte ihm nämlich gesteckt, dass die Henriette einen neuen Mann habe.

Unterm Strich waren all diese Demütigungen eine hunds miserable Situation. Für ihn, den großen, bärenstarken und wortgewaltigen Ludwig Hufschmidt, passten die Geschehnisse der jüngsten Zeit nicht im Geringsten in sein Leben. Das vielbeschriebene Glück gab dem einen die Nüsse, dem anderen nur die Schalen. Und mit diesen Schalen konnte er überhaupt nichts anfangen.

Ludwig lehnte sich tief in seinen Sitz zurück und sah aus dem Fenster, ohne etwas zu sehen. Seine Gedanken flossen in einem wilden Strom von Erinnerungen dahin und er hatte keinen Nerv, sich seiner derzeitigen Umgebung zu stellen.

Auf der anderen Seite ging der Krieg jetzt ohne ihn weiter. Dies war ein unausgesprochener Vorteil. Es wäre eh nur eine Frage der Zeit gewesen, bis er es vielen seiner Kameraden gleichgetan und zwei Meter tief unter der Erde gelegen hätte. Vielleicht sogar in einem Doppelgrab, was mittlerweile gang und gäbe war in dieser Sterbezeit, dort draußen mitten in einem fremden Land.

Wenigstens dieser bescheuerte Stahlwerkschef war seit seinem Unfall mit Todesfolge Gott sei Dank weg. Dieses Ereignis hatte dazu geführt, dass Direktor Fink ihm einen Sonderauftrag zugeteilt hatte, und den galt es in den kommenden acht Tagen bestmöglich umzusetzen. Ludwig musste unbedingt Gutpunkte auf sein Namensholz bekommen.

Aber der wesentliche Grund, weshalb er dieser Reise sofort zugestimmt hatte, war die Tatsache, dass er diesem sterbenden französischen Soldaten damals in Sedan versprochen hatte, seiner Geliebten ein Medaillon zu überbringen. Die Dame war die Frau eines Bürovorstehers, der in einem Hüttenwerk in Longwy arbeitete. Er, Ludwig Hufschmidt, hatte seinem Feind, dem Franzosen François Dames, kurz vor dessen Tod fest versprochen, das Medaillon in die richtige Hand zu legen. Und damit hatte er ein hochheiliges Ehrenwort gegeben, das er unbedingt einhalten musste.

Warum schaut die Dame in diesem Zugabteil mich so auffordernd an? Nein, ich habe die Nase voll von den Weibsbildern, nichts als Ärger hat man mit ihnen.

Ludwig schloss seine Augen, hing weiter seinen Gedanken nach und döste im weichen Abteilsitz vor sich hin. Der Takt der überfahrenen Schienenstöße ergab einen gleichförmigen Rhythmus, der einem rasch hin und her schwingenden Uhrpendel ähnel-

te. Den angenehmen Geruch eines neuartigen Parfüms verströmte wohl die ihm schräg gegenüberstehende junge Dame.

Sind dies wieder diese weiblichen Finessen, die einem Angelhaken für die Sinne gleichen?

Auf gar keinen Fall wollte er darauf reagieren. Der Geruch war jedoch wohlig weich und ließ ihn in einen leichten Schlaf fallen.

Erst gegen Abend kam Ludwig im Hauptbahnhof von Longwy an, dieser kleineren Stadt im besetzten Teil Lothringens. Schon vor einem Jahr war sie vom deutschen Militär überrannt und beschlagnahmt worden. Ludwig musste aus diesem Grund immer wieder seine Ausweispapiere mit der Berechtigung vorzeigen, in die besetzte Zone reisen zu dürfen. Alle Reisedokumente, die er von Fräulein Schmidt erhalten hatte, musste er ständig bei sich führen, so besagten es die hier geltenden Vorschriften. Nie stellten die Kontrolleure, von denen ein jeder die Papiere akribisch inspizierte, auch nur eine Rückfrage. Die Dokumente schienen nachhaltig in Ordnung zu sein, denn er reiste im Auftrage der deutschen Rüstungsindustrie. Genau so stand es mit allen Stempeln versehen in diesen Unterlagen.

Die Wahrheit hinter dieser Reise war jedoch eine andere, das war Ludwig bewusst. Direktor Fink wollte ihn vorerst aus dem weiteren Umfeld des Stahlwerkes nehmen. Der Fink wusste zwar nichts Konkretes, aber er vermutete, dass Ludwig mit dem Unfall in Verbindung stand. Vielleicht eine unterlassene Hilfeleistung oder etwas Ähnliches, nahm er an. Darum war diese Dienstreise wie aus dem Nichts auf Ludwig zugekommen, ohne jegliche Vorbereitungszeit. Direktor Fink hatte von Niederschelden aus seine Kontakte spielen lassen und ihm im *Hotel Terminus* in Bahnhofsnähe ein Zimmer reservieren lassen.

Zuallererst beabsichtigte Ludwig am morgigen Vormittag die Französin aufzusuchen und ihr das Medaillon ihres Liebhabers

auszuhändigen. Anschließend könnte er sich in den verbleibenden Tagen auf seine Beobachtungen in der Nähe der Hüttenwerke konzentrieren.

So stand Ludwig schließlich um kurz nach zehn Uhr morgens frisch rasiert und deutlich besser gelaunt als am Anreisetag vor dem Haus mit der angegebenen Adresse in der Rue de Metz mit der Hausnummer achtundzwanzig, gleich gegenüber dem *Café Jeanne d'Arc*. Genau so hatte es François ihm damals in dem vermaledeiten Schlammloch an der Front beschrieben. Das Café hatte leider noch geschlossen, sonst hätte Ludwig sich gerne dort hingesetzt und eine Tasse heißen Kaffee getrunken.

In der gesamten Stadt zog der Rauch aus den hohen Schornsteinen der zahlreichen Hochöfen nicht ab. Longwy lag in einem Talkessel, ähnlich den Siegerländer Bergeinschnitten. Der Geruch nach Schwefel, Kohle und kaltem Eisen hing wie eine graue Regenwolke in der Luft und Ludwig hatte ständig das Bedürfnis, sich den Staub von seiner Jacke zu klopfen.

Er hatte schon zwei Mal an der großen hölzernen Haustür mit der Nummer achtundzwanzig geklopft, aber nichts regte sich und niemand zeigte sich. Beim dritten Pochen an der Tür öffnete sich in der ersten Etage ein Fenster. Eine junge Frau rief ihm in französischer Sprache einige Worte entgegen. Ludwig hob, nach oben schauend, abwehrend die Hand und antwortete klar und deutlich hinauf: „Entschuldigen Sie, mein Name ist Hufschmidt. Ich möchte zu einer Madame Hyguette Fuseé. Sprechen Sie Deutsch?“

„Ah, Deutsch ... Warte Sie, ich werd' kommen runter“, antwortete die sichtlich überraschte Frau. Wahrscheinlich war der Weg bis zur Haustür nicht weit, denn es verging kaum Zeit, bis die Tür entriegelt und aufgezogen wurde. „Deutsch, Sie woll' zu mich sprechen? Ich bin Hyguette Fuseé, oder wolle Sie zu meine Mann?“, fragte die junge Dame in einem verständlichen, aber sehr franko-

phon eingefärbten Deutsch. Die Frau war an die eins siebzig groß und nur mit einem großen blauen Tuch bekleidet. Sie hatte sich barfuß in die Tür gestellt, während Ludwig zwei Treppenstufen tiefer auf dem Trottoir in ungewohnter Weise zu ihr aufschauen musste.

Ludwig war ein wenig irritiert von der Arglosigkeit dieser Dame. In welcher anmutigen Haltung sie dort stand, vollkommen ohne Scheu einem Fremden gegenüber! Er sprach sie dadurch betont leise an: „Sagt Ihnen der Name François Dames etwas?“

Ludwig sah in zwei ungläubige Augen und die nette Dame zog gleich darauf ihre Stirn kraus. Sie kannte den Namen ohne Zweifel, das war eindeutig, aber aus welchem Grund redete sie nicht mehr?

„Ich kenn’ ihm. Und was wollen Sie von mich?“

„Ich habe etwas von François, was ich nur einer Hyguette Fuseé übergeben darf.“

Die Frau blickte die Straße hinauf und hinab, dann ließ sie einen Radfahrer, der am Haus vorbeifuhr, aus dem Blickfeld radeln. Mit einer flüchtigen Handbewegung deutete sie Ludwig, einzutreten, und bat ihn, er möge in der Diele stehen bleiben. Ludwig schloss die Haustür und bemerkte den abweisenden Unterton in ihren Worten, den eine Was-willst-du-hier-Frage nun einmal hatte.

„Was ’ab Sie von François ge’ört?“

„Madame, ich möchte nicht unhöflich sein, aber ich war bei ihm, als er starb. Kann ich mit Ihnen offen reden oder ist Ihr Mann hier?“

„Er is’ nich ’ier, er is’ auf die Arbeit, Sie könn’ offen red’.“

Ludwig griff in seine Hosentasche, zog an der Kette das Medaillon heraus und hielt es ihr entgegen. „Das hat er mir für Sie mitgegeben. Er bat mich darum, dieses Medaillon ausschließlich Ihnen auszuhändigen, ohne Anwesenheit Ihres Mannes.“ Ludwig wurde noch ein wenig leiser und flüsterte inzwischen beinahe.

Die junge Frau ihm gegenüber schaute auf einen imaginären Punkt, der weit hinter dem Medaillon lag. Eine längere Zeit des

Schweigens verging, bis ihr Geist zurück in der Gegenwart war. Sie nahm die Kette in ihre Hand und sah Ludwig nur an. Erst jetzt fiel ihm auf, dass sie froh. Ihre Hände zitterten und auf ihren Unterarmen hatte sich eine Gänsehaut ausgebreitet. Sie hatte wohl ein Bad genommen und sich nur mit einem Tuch umhüllt, denn sie stand mit nackten Füßen auf den kalten Steinplatten der Diele.

„Könnten wir uns kurz setzen, dann berichte ich Ihnen von Ihrem Freund?“, fragte Ludwig freundlich, obwohl er ihre Antwort an ihrer Mimik ablesen konnte.

„Ich will nich Deutsch in meine Wohnung“, war die scharfe und abweisende Antwort, woraufhin Ludwig sich umdrehte und zur Haustür trat. „Es is’ nich wegen Sie, aber die Deutsch ’aben kaputt gemacht unser ganzes Stadt.“ Ludwig sah kurz über seine Schulter zurück, öffnete die Haustür und wollte hinausgehen, als die Dame ihn mit ihrer zittrig-rauen Stimme erneut ansprach: „Bien, komm’ rein, Deutsch. Erzähl, was is’ mit die François.“ Ludwig schloss die Haustür und folgte ihr in einen wärmeren Raum, der wohl die Küche war. Sie bot ihm einen Stuhl an. „Eine kurze moment, *s’il vous plaît*, ich muss mir kleiden.“

Sie ging in den Nachbarraum und schloss die Tür nicht ganz, sodass Ludwig durch einen schmalen Spalt in ihr Schlafzimmer blicken konnte. Die Französin stand vor einem Kleiderschrank, entnahm ein blau gepunktetes Sommerkleid und schloss die verspiegelte Schranktür. Über den Spiegel sah Ludwig, wie die Dame das um sie geschlungene Tuch fallen ließ. Nur ein kleiner Streifen ihres schmalen Rückens war für ihn sichtbar, doch wie gefesselt blickte er durch diesen Türspalt, als wäre dort ein Rätsel zu kiebitten. In ihm stieg mit einem Mal eine behagliche Seelenregung dieser fremden Frau gegenüber auf, die er auf diese Art und Weise noch nie empfunden hatte. Den gesamten Raum füllte ein hauchzarter eleganter Seifenduft, der wohl vom Badewasser herrührte, wie er schlussfolgerte.

Kurze Zeit später, die Dame hatte sich nur das Kleid überworfen, stand sie wieder in ihrer Küche und reichte Ludwig ihre Hand. „Meine Nam’ is’ Hyguette, und wie ’eißt du?“

„Ich heiße Ludwig, Ludwig Hufschmidt, und komme aus einem Dorf in der Nähe von Siegen.“

„Ihr Deutsch ’abt immer nur Krieg in eure Kopf. Was is’ ein Dorf mit die Nam’ Siegen?“

„Nein, nein, bitte verstehen Sie das nicht falsch, das ist nur der Name dieser Stadt, denn mitten durch die Stadt fließt ein Fluss mit dem Namen Sieg“, versuchte sich Ludwig umständlich an einer Erklärung.

„Sieg, wie gegen *le français*, oder was?“ Hyguette konnte die Bedeutung nicht richtig einsortieren.

„Ist auch nicht so wichtig, Hyguette, spreche ich Ihren Namen korrekt aus?“

„Sehr richtig, so is’ mein Nam’. Er bedeut’ ‚der Verstand‘, verstehst du, Deutsch? Meine Nam’ is’ nich Sieg, meine Nam’ is’ für Verstand und verste’en.“

Ludwig hörte dieser Französin sehr angespannt zu. Sie sprach ein so nett gefärbtes Deutsch, und mit jedem Wort wuchs seine Hochachtung ihr gegenüber. Sie hatte beileibe einen sehr guten Verstand, das konnte er nach dieser kurzen Unterhaltung schon feststellen. Und unverschämt schön war sie ebenfalls. Ludwig starrte sie unentwegt an und registrierte jede ihrer Bewegungen.

Eine traumhafte, fremdartige Erscheinung, und das im Feindesland, wo so viele Kameraden gefallen sind? Mein Gott!

Hyguette setzte sich nun gleichfalls auf einen Stuhl am Küchentisch und strich mit beiden Händen ihr Haar zurecht. Erst jetzt, im einfallenden Licht eines Sonnenstrahles, erkannte Ludwig ihre feinen Gesichtszüge. Sie hatte einen modernen weiblichen Kurzhaarschnitt, den er bisher nur von Zeitungsbildern gekannt hatte. Pariser Mode, wie er vermutete. Ihr Gesicht zierten bräunlich

makellose Haut, schmale feine Lippen und sehr schmal gehaltene Brauen. Ihre braunen Augen deuteten etwas Südländisches an und ihr einnehmend fragender Blick war fest auf ihn gerichtet.

„Is’ dich nich gut, Deutsch? Is’ dich schlecht?“

„Nein, doch, schon, mir geht’s gut, ich musste ... Ich musste nur an François denken.“

„Du brauchst’ nich mir erzähl von ihm, in meine Aug’ is’ kein Wasser mehr. Alles fortgeweint. Er is’ tot. Ich will nicht ’ören, wie er is’ gestorben.“

„Das kann ich sehr gut verstehen.“

Ludwigs Stimme klang plötzlich seelsorgerisch. *In was für einem kreisenden Jahrmarktskarussell bin ich gerade unterwegs? Eine hinreißende Französin sitzt mir gegenüber und wir unterhalten uns über den Krieg und Tod. Gibt es keine anderen Themen, mit denen ich diese bezaubernde Dame fesseln kann?* Und dieser zartfeine Wohlgeruch nach frischem Lavendel, den sie verbreitete ... Ludwig konnte nicht aufhören, dieses feine Bouquet in sich aufzusaugen.

„Nein, Deutsch, du kannst’ nich versteh’, was is’ in eine französische Frau. Du bist eine Deutsche un’ ein Mann. Das sind zwei Gegensätz’ in einem Punkt.“ Hyguette starrte Ludwig sehr ernst an.

„Ich meinte ja nur ...“ Ludwig hatte nicht ein einziges Mal seine laute, vulgäre Geheimwaffe ausgepackt. *Was ist nur los mit mir?*

„’at François dich erzähl’ von sich und von meinem Mann?“

„Er hat nur berichtet, dass du verheiratet bist, und gleichzeitig wärest du seine große Lebensliebe. Also ...“

„Du Deutsche, du ’ast über das keine Ahnung“, schnitt Hyguette ihm das Wort ab. „François is’ ... Er war meine gute Freund, seit ich war eine kleine Kind. Mein Mann is’ Bürovorsteher vom Stahlwerk in Senelle un’ er ’at nur ein Aug’ für die Männer. Verstehst du das?“

Ludwig verschlug es die Sprache und er legte seine Stirn fragend in Falten, die sein Unverständnis ausdrückten. Nach einer

kurzen Unterbrechung, es roch nach wie vor atemberaubend nach diesem angenehmen Lavendel-Seifenduft, fragte er zurück: „Ich verstehe diese Verbindung nicht ganz, du bist doch verheiratet mit deinem Mann, oder etwa nicht?“

„Du sie'st, du kanns' nich mir verste'en. Er, meine Mann, geht nich bei mich in meine Bett. Wir 'att geheiratet wegen dem Krieg. So er kann 'ier bleib in seine Stahlwerk, weil er is' ge'eiratet. Und François is' meine Freund schon sehr lang, aber nur *Freund, tu comprends?*“

Ludwigs Stirn hellte etappenweise auf, „Ich glaube, ich habe die Verbindungen nun begriffen. Somit ist deine Beziehung keine Liebesheirat, sondern eher ein Abkommen zwischen dir und deinem Mann.“

Hygnette nickte. „Er is' gut zu mich und ich bekomm' Geld für Essen und diese 'Aus und alles andere.“

„Gut, jetzt hab ich deine Worte wohl richtig einsortieren können.“

„Ich arbeit' in ein Druckerei 'ier in die Rue de Metz bei *BAZAR*, gleich 'ier unten.“ Sie wies mit dem Daumen über ihre Schulter die Straße hinunter. Während sie sprach, entspannten sich ihre Gesichtszüge ein wenig. „Meine Chef is' Picard Frères. Wir machen *photographies un' documents*. Ich arbeit' jede Tag, aber erst spät, ab die Mittag zwei Uhr.“

Ludwig schaute auf die Küchenuhr an der Wand, wo die Zeiger elf Uhr anzeigten. Die Französin sah wirklich ausgesprochen charmant aus. Ein weiterer Sonnenstrahl, der in diesem Moment durch das Fenster schien, zog über ihr filigranes Gesicht und betonte die kleine, feine Erhebung ihres Nasenrückens.

„Was arbeit's du, Deutsch?“

„Ich arbeite in einem Stahlwerk. Mein Weg führt mich nach Longwy, weil ich für meinen Chef Erkundigungen über die hiesigen Hochöfen einholen muss.“

„Un’ so du kanns verbind’ deine Arbeit mit François’ Medailon, richtig?“

„So ist es. Ich hatte es den beiden, François und meinem Chef, zugesagt, und nun kann ich beides gut verbinden.“

Der Wohlgeruch, den diese Französin umgab, war ein weicher Duft wie in einer Badestube und zusätzlich etwas exotisch Fremdartiges. Noch nie hatte Ludwig eine solch feine Blume mit seinem Geruchssinn erfasst, und dieses Bouquet verband er mit dieser aufreizenden Eleganz, die die zauberhafte Dame ausstrahlte. *Wie kann ich nach einer so kurzen Zeit nur solche Gefühle für jemanden entwickeln? Und das im Feindesland.* Er verspürte den Wunsch nach einem Getränk.

„Deutsch, was ’ast du? Du sieh mir nur an wie eine kleine Käninchen, aber kein Ton kommt aus deine Mund.“

„Entschuldige bitte, ich war mit meinen Gedanken ganz woanders.“

„Wo sin’ dein Gedank ’ingelauf? In meine Gesischt? Du starrs’ mir die ganze Zeit nur an.“

„Eh, ja, schon ... Aber ich weiß nicht ... wie ich es ausdrücken soll.“

„Sag ganz einfach, das is’ immer die Best.“

„Hyguette, du bist so sympathisch, und hier riecht es so gut, es ist ... Wie soll ich sagen ... damit du ... heiliges Eisen!“ Weiter sprach Ludwig nicht. Er durfte nicht nach solch einer kurzen Zeit seine Empfindungen preisgeben. Was sollte diese Dame dann bloß von ihm denken?

„Gefall’ ich dich?“ Hyguette legte ihr Kinn auf ihre abgestützten Hände und sah Ludwig mit ihren südländisch braunen Augen auffordernd an.

Wie vom Donner gerührt erstarrte er wie ein Stahlblock im Hüttenwerk. Was sollte er nur auf eine so komplizierte Frage antworten? Er sah die Französin nach wie vor nur an. Sie hatte immer

noch ihr Kinn abgestützt, neigte leicht ihren Kopf und wartete auf eine Antwort vom großen Ludwig. Ihr ungeduldiger Blick formulierte die ausgesprochene Frage erneut. Sein Schlund war wie zugeschnürt und bei seiner wohlüberlegten Erwiderung wurde er doch tatsächlich rot im Gesicht.

„Ja“, war seine ausgefeilte, hochkomplexe Aussage, bevor er sich verlegen räuspern musste.

„Deutsch, willst du eine *café*?“, fragte Hyguette grinsend nach einer längeren Schweigerunde.

„Ja, ich würde sehr gerne einen Kaffee trinken“, krächzte er mit rauer, belegter Stimme, als hätte er ein Reibbrett im Hals stecken.

Hyguette stand auf und musste sehr dicht an Ludwig vorbei, um zum Wasserhahn zu gelangen. Dabei streifte ihr blau gepunktetes Sommerkleid seine Hand, wie ein samtweicher junger Grashalm, und erneut zog sie eine Brise von diesem frischen Lavendelaroma mit sich. Ludwig stand nach einem Moment der Überlegung bewusst langsam auf, stellte sich dicht hinter sie und legte gefühlvoll seine großen Stahlwerkshände auf ihre schmalen Schultern.

Hyguette zuckte nicht zusammen, sondern bewegte wohligh leicht ihre Schultern, während sie Kaffeepulver in eine Kanne gab. Wie weich sich der Stoff ihres Kleides anfühlte! Sie drehte sich bedächtig zu Ludwig um und beide sahen sich in die unbewegten Augen. Er schaute sie verliebt an und in seinem Blick war eine Spur von Verwegenheit zu erkennen.

Hyguette erwiderte seinen Blick mit einer leichtfertigen Sehnsucht in den Augen und stellte sich auf ihre Zehenspitzen. Sehr langsam näherten sich ihre Lippen, und behutsam, einander kaum berührend, küssten sie sich zum allerersten Mal. Ludwigs großes Herz schlug so kräftig wie ein Schmiedehammer, nur schneller. So hatte der Draufgänger noch nie geküsst, und was noch weniger zu glauben war: Hyguette war eine Französin!

Die zwei küssten sich wieder und wieder. Ausgesprochen taktvoll zog sie den großen Ludwig an sich. Sie spürte deutlich seine Männlichkeit, der Kaffee musste nun warten. Sie nahm das Wasser vom Feuer und führte Ludwig nur mit ihrem kleinen Finger in seiner großen Hand in ihr Schlafgemach.

Zwei unglückliche Seelen verloren sich auf undurchschaubaren Wegen miteinander und Ludwig sprach kein einziges hartes Wort aus dem Ruhrgebiet. Die Erde schien sich nicht mehr um ihre eigene Achse zu drehen, sie stand für die beiden einfach still.

Es war ein Uhr. Der Duft von frischem Bohnenkaffee vermischte sich in der typisch französisch ausgestatteten Küche mit dem sympathischen Wohlgeruch der Lavendelbadeseife zu einer ausgesprochen reizenden Stimmung.

„Darf ich dich etwas fragen, Hyguette? Was hast du mir eben leise ins Ohr geflüstert?“

„Ludewig, ich sagt' nur *oui*, das is' in Deutsch ja.“

„Jetzt lerne ich sogar schon die französische Sprache. Dann bedeutet *oui, oui* auf Deutsch ja, ja?“

„*Oui*.“ Hyguette lächelte und redete in ihrer französischen Sprachfärbung weiter: „Weil es war so schön mit dich. Danke schön, Deutsch.“

Sie tranken gemeinsam eine Tasse heißen Kaffee. Anschließend fragte Hyguette, wie lange er noch in Longwy bleibe.

„Ich bin noch fünf Tage hier. Allerdings muss ich meiner Arbeit nachgehen und hier einige Nachforschungen unternehmen.“

„Kommst du noch einmal zu mich?“ Hyguette hatte wieder ihr Kinn auf ihre Hände gestützt und sah Ludwig mit ihrem unvergleichlichen Blick an. Den Kopf hatte sie leicht zur Seite geneigt, als wollte sie sagen: „*Du darfst sehr gerne wiederkommen*.“

„Ich komme sehr gerne wieder“, antwortete Ludwig und nahm in ihren Augen einen winzigen Freudensprung wahr.

Beide sahen einander an. Sie küssten sich über dem dampfenden, duftenden Kaffee.

„Ich habe noch eine große Bitte an dich, Hyguette. Kannst du mir zeigen, wo in deiner Stadt eure Hochöfen stehen? Hier ist so viel Industrie, ich würde mich glatt verlaufen.“

„Das tu' ich mit eine groß Vergnüg'. Wir 'aben zwei Fahrrad. So könn' wir lauf' oder mit die Fahrrad unterwegs sein. Wenn du wills', wir könn' morgen früh fahren und ich zeig' dich alle *hauts fourneaux de Longwy*.“

Ludwig wusste nicht, was die französischen Wörter bedeuteten, willigte jedoch umgehend ein. Überraschend stand er dann auf, er hatte auf die Küchenuhr gesehen und es war spät geworden. Er küsste die sympathische Französin ein letztes Mal und verabredete sich für den nächsten Tag um zehn Uhr direkt gegenüber am *Café Jeanne* mit Hyguette. Sie würde dort mit zwei Fahrrädern auf ihn warten.

Ludwig schlenderte anschließend sehr entspannt die Straße hinunter, wobei ihm die Erinnerung an die vergangenen Stunden ein verschmitztes Grinsen ins Gesicht zauberte. Jetzt hatte er, der große Franzmannhasser, mit einer überaus reizvollen Französin in einem französischen Haus, in dem ein französisches Bett stand, in französischer Sprache ein Schäferstündchen gehabt. So hatte Hyguette es ihm auffallend verliebt ins Ohr geflüstert. Und dies mitten im Krieg mit den Franzosen und in einer von den Deutschen besetzten französischen Industriestadt!

Wie verrückt ist denn diese Welt geworden? Und ich bin mit meinen forschen Aussagen gegenüber den Franzosen immer ganz vorne mit dabei, dachte er.

Seine Schritte verlangsamten sich ungewollt. Unwillkürlich fiel ihm der Spruch seiner Mutter ein, die stets wegen ihres Umzugs aus dem Ruhrgebiet ins Siegerland sagte: „*Besser auf neuen Wegen stolpern, als in alten Pfaden auf der Stelle treten*.“

Dem Franzmann mal so richtig das Fell über die Ohren ziehen. Was für ein Quatsch! Erstens haben die Franzosen kein Fell und zweitens sterben die armen Kameraden genauso unsinnig wie unsere. Und drittens sind die französischen Frauen so liebevoll und angenehm zärtlich, warum streitet man sich nur mit solch todbringenden Waffen? Ab dem heutigen Tag, so schwor es sich Ludwig auf seinem Fußweg hinab in die Stadt, ab heute werde ich nie wieder schlecht über die Franzosen reden. Und überhaupt, in einen Krieg gegen sie ziehen, das ist hiermit ein für alle Mal für mich vorbei.

Sein Bruder Peter hatte genauso viel Pech gehabt wie François. Aber er, Ludwig Hufschmidt, wollte nie mehr in den Kampf, niemals wieder. Auch das bohrende Gefühl von Rache oder Vergeltung spürte er plötzlich nicht mehr. Warum auch? Seine Aufgaben waren eindeutig: Er sollte sich auf seine berufliche Herausforderung konzentrieren – und vielleicht ein wenig Interesse zeigen an dieser bildhübschen Französin.

Immer noch hatte er von Hyguettes samtweicher Haut den feinen Lavendelduft in seiner Nase. Eine unverwechselbare Erinnerung an diese betörende Frau begleitete ihn auf seinem Weg hinunter in die Stadt. Leider Gottes lebte sie im besetzten Frankreich und nicht in Niederschelden. Er musste sich etwas Wohldurchdachtes einfallen lassen, denn dieses Mädels zerrte mächtig an seinen Gefühlen. Diese Zugkräfte hatten etwas Ursprüngliches, etwas Starkes an sich. Er war beileibe nicht der Schwächste in Schelden, jedoch zogen ihre Reize unbeschreiblich an seinem Herzen. Noch vor wenigen Stunden hatte er sein Leben im Griff gehabt, trotz Minnas Abweisung, trotz des wahnsinnigen Stahlwerkschefs und trotz seines wichtigen Auftrages für die Charlottenhüte. Und jetzt ...

Heiliger Josef. Nach nur so wenigen Stunden ... Kann sich ein Mensch überhaupt in so kurzer Zeit so dermaßen verlieren?

Übersinnlich konnten diese Geschehnisse nicht sein, er hatte schließlich diese traumhaft schöne Erscheinung mit all seinen Sinnen wahrgenommen. Ludwig marschierte nun etwas schneller die Rue de Metz hinab. Er spürte in jeder Faser seines Körpers, dass diese Französin Gewaltiges in ihm aufgewühlt hatte. Nicht nur hatte sie seine gesamten kriegerischen Grundsätze komplett über den Haufen geworfen, und das konnte unwahrscheinlicher nicht sein, sondern er fühlte sich dabei auch nicht einmal schlecht. Diese rätselhafte Bewegung, die er in sich spürte, dieses federleichte Wedeln und Wiegen, das wie ein Getreidefeld im Wind in sanften Wogen dahinfloss, war das etwa die Liebe? Er musste unbedingt mit dem Fritz reden, wenn sie beide zurück in Niederschelden waren.

3

„Davon habt ihr Männer leider keine Ahnung. Da fehlt euch eine besondere Wichtigkeit in eurem Naturell.“

LUDOWIKA FÜRSTENAU

Berlin, Juni 1915

Frau Ludowika Fürstenau und Hedwig Peller saßen nach einem ausgiebigen Frühstück bei einer Tasse Kaffee zusammen. Es war noch recht früh, aber die Morgensonne schickte schon ihre Strahlen auf den Frühstückstisch.

„So, Hedwig, heute gehen wir gemeinsam dein Brautkleid kaufen“, sagte Frau Fürstenau ohne einen langen Übergang auf dieses wichtige Thema.

„Aber ich muss –“

„Papperlapapp, du musst heute nur mit mir gehen. Ich habe gestern einen Termin im *Warenhaus Tietz* mit dem Eigentümer Oscar Tietz für elf Uhr arrangiert. Uns erwartet in der Leipziger Straße seine versierteste Verkäuferin.“

„Ja, geht das denn so einfach, ich meine –“

„Hedwig, ich weiß ja, dass du zu deiner Hochzeit einen gewissen Grad an Aufgeregtheit an den Tag legen musst, aber was sollte uns daran hindern, heute diesen Termin wahrzunehmen? Wir sind angemeldet. Mach dich bitte fertig, ich habe eine Autodroschke für Viertel vor elf bestellt. Ist ja nicht weit bis zur Hausnummer 46.“

Hedwig drehte sich bewusst langsam vor dem großen Stehspiegel um die eigene Achse. Frau Fürstenau saß ausgesprochen günstig an einem runden Tisch und federte leicht mit dem Kopf. „Kind-

chen, das ist es nicht!“ Sie nahm die Tasse Kaffee auf, die ihr erst vor wenigen Minuten ein junges Fräulein gereicht hatte. „Nein, Hedwig, dieses Kleid ist vom Schnitt her sehr schön, aber es steht dir nicht. Es ist nicht deiner Figur entsprechend.“

Hedwig drehte sich erneut, diesmal in entgegengesetzter Richtung und zog dabei einen leichten Schmollmund. „Aber es sitzt sehr gut. An der Hüfte ist es schön gerafft, und von der Länge her ... Nun ja, meine Schuhe kann man gut erkennen.“

„Hedwig, es soll ja dein Brautkleid sein, aber du hast nicht die Oberweite für dieses Modell.“ Frau Fürstenau war stets direkt, aber vor dieser unbekanntem Verkäuferin? Hedwig wurde ein wenig verlegen und ihren Schmollmund verzog sie zu einer Schnute. „Haben Sie nichts Langes mit einer halblangen Schleppe im Angebot?“ Frau Fürstenau richtete die Frage an die Verkäuferin, die sie mit ihren grauen Augen über ihrer Brille anlinste.

„Aber selbstverständlich haben wir solche Modelle im Angebot, zum Beispiel ein langes Kleid mit glänzendweißer Schärpe und Dreiviertelärmel mit Rüschen. Dazu passend einen Hutkranz. Ich dachte jedoch an die heutige Mode. Diese wird von jungen Bräuten eher als dreiviertellange Kleider gekauft.“ Die Dame, die Oscar Tietz vorhin als seine beste Kraft vorgestellt hatte, verschwand kurz und kam mit einem weiteren weißen Kleid zurück. „Vielleicht ist dieses Modell Ihre Richtung. Es ist bodenlang, fällt sehr gekonnt und wellenförmig in Falten und hat einen leicht eckigen Ausschnitt, der den Hals freigibt.“

Hedwig fühlte den weichen Seidenstoff und folgte der Verkäuferin in die Umkleidekabine. Es dauerte länger als zuvor, aber dann kam Hedwig aus der Kabine und schritt wie eine Königin hoch erhobenen Hauptes auf den Spiegel zu. Sie hatte den passenden Schleier mit Hutkranz schon angelegt, der in feinen Wogen bis zum Boden reichte. Beim ersten Blick zuckte Frau Fürstenau kaum merklich mit den Augen. Ihre Hedwig wirkte so ausdrucks-

voll in diesem Kleid, dass sie genau wusste: *Genau dieses Kleid soll es sein*. Dennoch sagte sie nur: „Sehr nett, sehr nett.“ Hedwig stand vor dem Spiegel und Frau Fürstenau sah ihren freudig geübten Blick. „Wie fühlst du dich denn in diesem Kleid?“

„Es ist phantastisch.“ Erst nach einer kurzen Pause sprach sie unsicher weiter: „Aber es ist –“

„Was heißt denn hier *aber*?“, entgegnete Frau Fürstenau etwas lauter, woraufhin die Verkäuferin sich elegant einige Schritte zurückzog, um taktvoll in einem weiter entfernten Bereich einige Kleidungsstücke zu falten. Hedwig kam auf Frau Fürstenau zu und flüsterte: „Aber ... Der Preis übersteigt bei weitem mein dafür vorgesehenes Budget.“

„Hedwig, wer sagt denn, dass du das Brautkleid bezahlen musst? In unseren Kreisen übernimmt so etwas immer die Mutter. Was soll denn dieser Traum in Weiß kosten?“ Sie sprach so leise, dass Frau Fürstenau den Kaufpreis nicht richtig verstand. Sie sah leicht schräg gebeugt an Hedwig vorbei und sprach die Verkäuferin laut an. „Was soll denn das Kleid hier kosten, junge Frau?“

Diese kam einige Schritt auf sie zu erklärte sehr deutlich: „Dieses Modell kommt von einer Modeschneiderei aus Italien und ist das Beste, das wir in unseren Verkaufsräumen haben. Es ist ein –“

„Gute Frau, ich fragte, was es kostet?“, wiederholte Frau Fürstenau nicht ungehalten, aber äußerst bestimmend. Die Verkäuferin kam einen weiteren Schritt auf sie zu und verriet kaum hörbar den Preis. „Ich habe achthundertfünfzig Mark verstanden. Ist das richtig?“ Ohne Scheu sprach sie diesen Betrag laut aus. *Das ist ja nun kein Staatsgeheimnis*, dachte sie.

Die Verkäuferin sah sich um und ihre Wangen nahmen eine leicht rote Färbung an. „Meine Dame, bitte nicht so laut, dies ist unser Spitzenmodell. Das hat nun mal seinen Preis.“

„Und aus welchem Grund darf hier niemand mitbekommen, was dieses Spitzenmodell kostet?“ Frau Fürstenau nahm ihre

Tasse erneut auf und trank den lauwarmen Kaffee aus. Währenddessen betrachtete sich Hedwig von oben bis unten im Spiegel. „Kindchen, möchtest du dieses Kleid haben oder lieber noch andere probieren?“

„Ich würde gerne ... weitere Kleider anprobieren“, antwortete Hedwig, obwohl beide Frauen heraushörten, dass Hedwig kein anderes Kleid wollte.

„Gut, dann nehmen Sie bitte Maß. Die Ärmel sind zu lang, die Taille muss noch gerafft werden und der Schleier ist zu breit.“

„Aber Frau Ludowika, ich wollte doch noch –“

„Ja, wirklich, Kleines?“, fragte Frau Fürstenau und blickte dabei Hedwig so fragend an, dass sie nur noch leicht den Kopf schütteln konnte. „Na dann mal los, ein nettes Brautkleid kaufen, das kann ja nicht so lange dauern.“

Die Verkäuferin kam nochmals nah an Frau Fürstenau heran und flüsterte: „Zu dem Kaufpreis kommen die Änderungen noch dazu. Es ist ein ganz besonderer Seidenstoff, den kann nicht jeder Schneider bearbeiten, müssen Sie wissen.“

„Das ist vollkommen gleichgültig, für meine Tochter ist mir nichts zu teuer“, erwiderte sie, woraufhin Hedwig sie verwundert ansah. „Zudem möchte ich gleich nochmals mit Oscar reden. Würden Sie nach ihm schicken lassen? Danke.“

Am Abend saß Hedwig mit Edmund und Frau Fürstenau beim Abendessen zusammen. Ein offenes Gespräch wollte heute nicht richtig in Gang kommen. Die Themen über das Wetter und wie es beim Borsig so lief, waren schon besprochen. Plötzlich sprach Hedwig etwas aus, was sie piekte, seit sie das *Warenhaus Tietz* verlassen hatten.

„Frau Ludowika, Sie haben der Verkäuferin heute Morgen gesagt, ich sei Ihre Tochter, aber ...“

„Hedwig, du bist heute nicht so gut drauf, oder aus welchem

Grund hinterfragst du immer alles mit dem unsagbaren Wort *aber*? Was bist *du* denn in Edmunds Augen für mich, frage ich dich? Edmund, bitte sag es einmal frei heraus, was ist die Hedwig für mich in deinen Augen?“

„Man kann schon sagen, dass die Hedwig Ihre Tochter sein könnte.“

„Wie bitte? Mehr nicht? Sie *könnte* nur meine Tochter sein? Habe ich dich richtig verstanden?“

„Na ja, laut den Papieren ist die Hedwig ja eine geborene Peller.“

„Aha, Peller also, aus Kolbermoor, ohne jegliche Verwandtschaft und ohne Heimatverbundenheit mit Bayern. Ich will euch beiden mal etwas sagen, ohne dass ich gleich die Hedwig adoptiere oder sie sonst mit irgendeinem Papier an mich gebunden ist, so ist sie dennoch meine Tochter. So fühle ich es schon seit Jahren, oder, Hedwig?“

„Ja. Frau Ludowika, Sie behandeln mich wie Ihre Tochter.“

„Das reicht mir schon, damit kann ich leben, auch ohne ein Stück Papier. Und noch eine Information habe ich für dich, ich habe dich schon vor Jahren als meine Universalerbin eingesetzt. Meine Verwandtschaft hatte sich ja entschieden, mir vorausgehen zu müssen und außer dir, und falls du diesen *Helden des Atlantiks* heiraten solltest, auch ihn, habe ich auf dieser Welt keine Verwandten mehr.“ Frau Fürstenau wollte zwar nicht vor der Hochzeit damit hervorpreschen, aber wenn sich heute die Gelegenheit bot, dann halt doch schon jetzt.

„Das habe ich nicht gewusst.“ Hedwig stand auf, schritt zu Frau Fürstenau, gab ihr ein Wangenküsschen und sagte mit ersticker Stimme: „Danke.“

Keiner sprach mehr ein Wort, bis Edmund ein Gespräch anstoßen wollte und sagte: „In früheren Zeiten gab es bei solchen Gelegenheiten immer einen schönen weichen Brandy, oder?“

Hedwig sprang unaufgefordert auf und servierte jedem ein

Gläschen mit dem guten spanischen Brandy. „Auf unser aller wohl, Kinder“, sprach Frau Fürstenau wieder mit fester Stimme und sah Hedwig zufrieden in die Augen.

„Darf man denn fragen, wie teuer das Brautkleid war?“

„Du darfst weder das Kleid zuvor sehen noch den Preis wissen. Das ist Frauensache. Davon habt ihr Männer leider keine Ahnung. Da fehlt euch eine besondere Wichtigkeit in eurem Naturell.“

Hedwig nickte Frau Fürstenau zu, denn sie hatten zuvor eine Verabredung darüber getroffen, dass den Preis des Kleides niemand wissen sollte. Zumal Frau Fürstenau ein hartes Verhandlungsgespräch mit Oscar Tietz unter vier Augen geführt und der Warenhausbesitzer anschließend die Aussage getroffen hatte, dass er jetzt seine Filiale in Berlin womöglich schließen müsse.

4

„So wir 'aben unse' Blut gemischt, wie zwei Indianer, wenn sie besiegeln
ein groß Freundschaft.“

HYGUETTE FUSÈE

Longwy, Lothringen, Juni 1915

Ludwig eilte am folgenden Samstag, den 12. Juni, zielstrebig die Rue de Metz hinauf. Er hatte noch ausreichend Zeit, jedoch trieb ihn eine Vehemenz an, die wie ein Magnet an ihm zog. Bereits vor zehn Uhr wollte er am *Café Jeanne* sein, um keine einzige Sekunde mit dieser entzückenden Frau zu verpassen.

Zwei Fahrräder standen schon rechts neben dem Eingang des erneut geschlossenen Cafés. Von Hyguette war nichts zu sehen. Ludwig wartete einen Moment. Eine elektrische Straßenbahn fuhr recht langsam und nahezu geräuschlos bergauf. Als sie außer Sichtweite war, tippte Hyguette Ludwig plötzlich sachte auf seine Schulter.

„*Bonjour*, Deutsch. 'Offe, du 'ast gut geschlaf'.“

Er drehte sich überrascht um. Lächelnd stand Hyguette in einem entzückend dunkelroten halblangen Kleid mit kleinen weißen Punkten vor ihm. Ludwig reichte ihr die Hand und erwiderte sehr förmlich: „Ich wünsche ebenfalls einen guten Morgen.“

„'Ast du gefrühstückt eine lange Stock?“, fragte sie und wandte sich zu den Fahrrädern um. „'Ier is zwei Fahrrad, so wir könn' mehr machen als nur zu Fuß.“

„Das ist prima“, antwortete Ludwig wiederum recht steif.

„Du willst se'en unsere schöne Stadt? Bon, dann spaziere' wir als Erst' zu eine Punkt, die wir *Le Belvédère* nennen. Von 'ier aus 'ast du eine wunderbare Blick auf ganz Longwy. Wir muss nur

schieb' der Fahrrad auf die Berg.“

Hyguette nahm sich ein Rad und erklimm die Rue de Metz. Ludwig griff sich das andere und schloss schnell zu ihr auf. Nach wenigen schweigsamen Schritten fragte sie, ohne Ludwig anzusehen: „War gestern nicht schön für dir, Deutsch?“

„Doch, es war wunderbar“, kam es trocken aus Ludwig heraus und er wandte sich ihr zu.

Sie blickte weiterhin schnurstracks geradeaus. „Und warum du 'ast eine Stock gegessen?“, war die nächste Frage ohne Blickkontakt mit dem großen Deutschen.

„Was meinst du damit?“

Hyguette blieb abrupt stehen und schaute Ludwig tief in seine blauen Augen. „Ludewig, du bis' nich wie gestern, du bis' gegen mich so weit weg. Soll wir ge'en zurück?“

„Nein, nein, bitte nicht, aber ich weiß nicht so recht, wie ich mich verhalten soll. Ich meine, du bist ja eine verheiratete Frau.“ Etwas umständlich formulierte Ludwig seine Zurückhaltung. Hier war er mitten in der Stadt und nicht allein mit ihr in einer kleinen Küche.

„Oh, das is' die Ursach'. Jetz verste' ich dir, Ludewig. Aber bitte sei jetzt wieder zu mich wie gestern, *oui*?“ Sie schob ihr Fahrrad weiter und gleichzeitig klarte ihr Gesicht auf, als hätte sie einen Franc auf dem Trottoir gefunden.

„Gerne. Du musst mir nur sagen, was ich tun soll.“

„Wir könn' 'ier ganz normal sprech, wir könn' na' beieinandersteh', aber nich der 'And 'alt oder eine Kuss. Verstehst du, wie ich mein'?“ Sie legte ihre Finger auf Ludwigs Hand an der Lenkstange und lächelte ihn sinnlich an.

„Ich hab' dich jetzt sehr genau verstanden. Bis wie viel Uhr hast du denn heute Zeit? Wann musst du zur Arbeit gehen?“

„'Eut erst um vier Uhr, wir 'ab bis zwei Uhr Zeit. Is' das gut?“ Hyguette blickte lächelnd weiterhin geradeaus.

„Das ist ausgezeichnet, bis dahin können wir einiges in deiner

Stadt abgefahren haben.“ Ludwig streifte in Gedanken seine Aufgaben für die Charlottenhütte und den Direktor Fink.

„Deutsch, du gefällst mich jetz’ wieder besser. Und abfahre ’eißt abwarte, was wir ’eut könn’ tun.“ Sehr spaßig hatte Hyguette die letzten Worte ausgesprochen, während sie weiterhin ihre Räder bergauf schoben. Erst jetzt fiel Ludwig auf, dass an ihrem Fahrrad ein Korb festgebunden war, über dem ein kariertes Handtuch lag. Er wollte gerade die Frage nach dem Inhalt stellen, als Hyguette bedeutungsvoll erklärte: „Du Deutsch, ich muss dich erklär’, wegen gestern, aber erst spät.“

„Du kannst immer mit mir reden, Hyguette. Ich mag deine nette deutsche Aussprache so sehr, du könntest immerzu mit mir reden.“

„Du sags’ das schön. Aber wenn du sprichs’ in die französisch Sprach’, dann is’ für mir einfach und ich kann lache über dir.“

„Nein, ich meine das ehrlich, du sprichst so gut, ich kann jedes Wort verstehen. Nur die Aussprache ist, wie soll ich das sagen? Ich liebe deine Sprache.“

Hyguette blieb stehen, sah ihn an und schüttelte ganz leicht ihren Kopf. „Ich hab’ gelernt die deutsche Sprach’ in die Schul für zwei Jahr.“ Anschließend blickte sie wieder nach vorn und ging weiter.

Nach dem steilen Anstieg und einer folgenden sehr engen Kurve wurde die Straße flacher, und mit einem Mal, nach den letzten Häusern, hatten die zwei einen grandiosen Blick über die gesamte lebendig bunte Industriestadt. Ludwig wollte anhalten, aber Hyguette forderte ihn auf, sein Fahrrad noch weitere fünfzig Meter zu schieben. Oben führte eine kurze Treppe von der Straße hinunter auf ein kleines Plateau. Dieser Aussichtspunkt bot einen vortrefflichen Gesamtblick über die Stadt. Der klare Sonnenschein mit dem blauen Himmel unterstrich die außergewöhnliche Aussicht. Von dort aus konnten sie in drei verschiedene Täler hineinsehen. Über-

all rauchten die Schloten dem Himmel entgegen und die schweißtreibende Arbeit war bis dort hinauf zu erahnen.

„Deutsch, wir mach’ ’ier eine Paus’ und ich erklär’ dich meine Stadt.“

Hyguette hatte die Haltung einer Reiseleiterin angenommen und dirigierte mit ihren Armen in der Luft. Nachdem Ludwig sich einigermaßen orientiert hatte, erklärte ihm Hyguette ausgehend vom Bahnhof die wichtigsten Gebäude der Stadt. Ludwig sah, dass einige davon durch Granattreffer stark beschädigt waren. Anschließend zeigte sie ihm die großen Hüttenbetriebe. Sage und schreibe sieben Hochofenwerke mit in Summe dreiundzwanzig Hochöfen erschmolzen Roheisen in Longwy. Alle Öfen konnte er von diesem Punkt aus sehen. Ludwig war fasziniert von der Bebauung auf engstem Raum.

„Wohin wills’ du zuers’ fahr’?“, fragte Hyguette in die weit aufgerissenen Augen Ludwigs hinein.

Er konnte sich nicht sattsehen und rieb sich versonnen am Kinn. Alle Hütten standen unter Feuer. Wegen der Besetzung Lothringens flossen das erzeugte Eisen und der daraus gewonnene Stahl ins deutsche Kaiserreich. „Hömma, es gibt so viel zu sehen bei euch, es ist vollkommen egal, wo wir beginnen. Jedoch befürchte ich, dass wir eine lange Zeit für die Besuche benötigen.“

„Was is’ die Wort ’ö-ma?“, fragte Hyguette sichtlich irritiert und blickte Ludwig von der Seite aus fragend an.

Er drehte sich ihr zu und erklärte ungelenkt: „Ja, weißt du, das ist ein Ausdruck, wie soll ich das sagen ... Das ist ... ein Wort aus meiner Jugend.“

„Ludewig, red’ Deutsch mit mich, da kann ich dir besser verste’ en. Gut?“

„Ja, gut.“ Ludwig zog kurz die Stirn kraus, aber lächelte, als er Hyguettes lustig-ernstes Gesicht sah.

„Bon, das is’ sehr gut, dann beginn’ wir ’ier mit eine Paus’“,

sprach die junge Französin in Ludwigs Tatendrang hinein. Sie holte ihren Korb vom Fahrrad, reichte ihn an Ludwig weiter und ging einen schmalen Pfad entlang, der von der Aussichtsplattform nach unten führte. Nach rund einhundert Metern Fußmarsch lud eine leicht abschüssige Wiese zum Verweilen ein. Hier breitete Hyguette eine Decke aus, entnahm dem Korb eine Flasche Wein, ein Baguette und ein Stück Käse. Sie bat Ludwig, neben ihr auf der Decke Platz zu nehmen.

„So, Deutsch, wir könn’ ’ier ess’. Kannst du öffne diese Flasch’?“, fragte sie bestimmend und reichte ihm einen Korkenzieher.

„Nee, wat ist dat schön hier“, war Ludwigs zufriedener Kommentar.

Nicht immer gab sich das Glück auf Anhieb zu erkennen, aber heute, an diesem sonnigen Tag, auf einer trockenen Wiese, mit einer reizenden Französin an seiner Seite, ja, heute fühlte sich Ludwig wirklich vom Glück begünstigt. Hyguette hatte sich auf die Decke gelegt und hielt ein Glas Rotwein in ihrer Hand. Sie fragte Ludwig, wie spät es sei.

„Es ist elf Uhr durch“, antwortete er und schaute in den stahlblauen Himmel, während die Sonne die Wiese langsam erwärmte.

„Elf Uhr is’ ein gut Zeit.“

„Wofür?“, fragte Ludwig und sah mit abgeschirmten Augen auf Longwy hinunter.

„Für küssen!“ Hyguette erwartete mit geschlossenen Augen und gespitztem Mund seinen Mund.

Verdamnte Scheiße, dachte Ludwig so laut, dass er glaubte, Hyguette könne seine Gedanken hören. Verblüfft schaute er die kleine Französin an, dann beugte er sich hölzern zu ihr hinab und gab ihr ein flüchtiges Küsschen auf die Wange.

Explosionsartig schnappten Hyguettes Arme zu und zogen den großen Ludwig zu sich. Nach kurzer Suche fanden sich ihrer bei-

der Lippen. Hyguette biss sanft in Ludwigs Oberlippe, woraufhin er sich abwenden wollte. Aber er hatte keine Chance, so einfach ließ sie ihn aus ihrer Umklammerung nicht entkommen. Eine ganze Weile gingen diese neckischen Spielchen noch, bis sie sich zärtlich und liebevoll küssten.

Das Weinglas, das Hyguette in ihrer Hand gehalten hatte, lag danach unglücklich aussehend im Gras. Sie fragte Ludwig: „Du, Deutsch, du 'ast leer gemach' meine Wein, kann ich 'abe eine neu?“

Ludwig schenkte zwei Gläser ein und sie tranken auf ihrer beider Wohl. *Was ist das für ein schöner Tag, genau nach meinem Geschmack*, dachte Ludwig und sah zu einem Hochofenwerk hinunter.

„Ludewig, bist du ge'eirat in deine Dorf?“

„Nein. Ich wollte die Verlobte meines gefallenen Bruders heiraten. Ich hatte es ihm versprochen, mich um sie zu kümmern, sollte er nicht aus dem Krieg zurückkommen. Vor ein paar Tagen hat sie sich ohne jegliche Vorwarnung umentschieden und will nun lieber ins Kloster gehen.“

„In eine *Kloster*?“, Hyguette riss die Augen auf und fasste sich fragend an den Mund. „*Mon Dieu*.“

„So sagte sie es zumindest. Sie könne meinen Bruder nicht vergessen und habe für sich beschlossen, in einem Kloster sei sie ihm ein wenig näher.“

„Is' das gut oder schlecht für dir?“

„Es ist gut so, denke ich, für uns beide. Die Minna war acht Jahre älter als ich und wir empfanden nichts Großes füreinander. Es war nur ein unglückliches Missverständnis.“

„Deutsch, wie alt bis' du?“, kam Hyguettes nächste Frage so platziert und scharf wie der Pfeil, der einen gespannten Bogen verlassen hatte und mitten ins Schwarze flog.

„Ich bin vor zehn Tagen fünfundzwanzig Jahre alt geworden.“